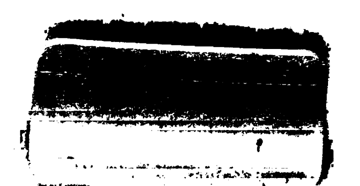


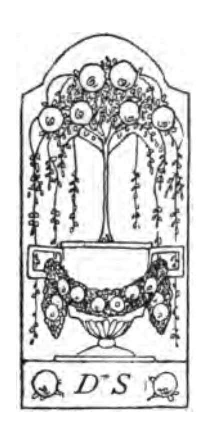




(8937)

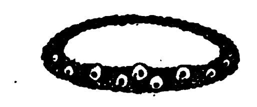


Dora Schoenflies
Frühlingsmärchen



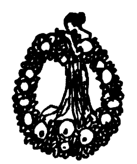
Insel-Verlag Leipzig 1903

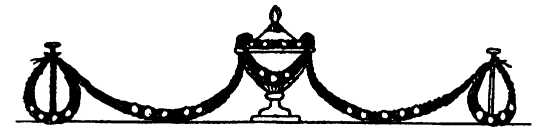
Die Vignetten dieses Buches sind von Heinr. Vogeler, Worpswede. Gedruckt wurde dasselbe bei Poeschel & Trepte in einer Auflage von 500 Exemplaren, welche handschriftlich numeriert sind.
Davon dieses Nr. 346



Frühlingsmärchen







Abseits von den verkehrsreichen Wegen inmitten eines Haines starkästiger alter Bäume liegt ein großer Garten. Seine Umfassungsmauer mit dem sauberen weißlichen Bewurf ragt weit über Manneshöhe empor, die massige hölzerne Pforte zeigt weder Risse noch Fugen. Kahle Zweige im Winter, im Sommer üppig grünende Wipfel und auf der Mauerbrüstung wiegende Schlingpflanzen lassen das reiche Blühen drinnen ahnen.
Doch das Wissen über den Garten stammt aus lang vergangener Zeit. Von Kind zu Kindeskind pflanzt sich die Kunde fort von der ordnungslosen Pracht innerhalb der hohen Mauern. Aus uralten Bäumen treibt jedes Jahr in gleicher Wunderkraft die Blätterfülle hervor; Schlingrosen und wilder Epheu umhüllen zart die geborstenen Stämme. Beinahe verwachsen sind die Pfade, die aus dem Düster der Baumgruppen auf sonnendurchglühte Lichtungen führen, wo

der Fuß weich einsinken könnte im dichten, hochwachsenden Grase. Aber tritt je ein Mensch unter dies Blühen? Wohl soll ein Haus im Garten stehen, weißlich wie die Mauer, mit fest gezimmerten Fensterläden, die kaum Licht in das Innere dringen lassen mögen. Und in dem Hause lebt sie. Freilich, wie dieses Leben beschaffen sein mag, niemand weiß es. Eines nur ist sicher: tot kann sie nicht sein. —

Damals, als man sie kannte, war sie jung und bleich. Man höhnte sie, daß sie mit ihrem zarten Leibe als des armen, rauhen Mannes Gattin fernher gekommen war. Sie half sich allein. Wo ihre ruhige Stimme klang, wo ihre schmalen Hände zugriffen, war Gedeihen und Wachsen. Der Mann verlernte die Sorge um das tägliche Brot, so schuf er sich eine neue. Woher nahm das blasse Weib die Kraft zu ihrem Wirken? „Aus der Liebe,“ sagte sie. „So zeige mir sie.“

Aber sie gebar keine Kinder. Und das allein wäre ihm ein Zeichen der Liebe gewesen. Für wen schaffte sie? Argwöhnisch

bewachte er ihr Thun und Reden. Grund die Frau zu schelten, fand er nicht. So suchte er Ärger fern vom Hause. Auf den Straßen und im Wirtshaus traf man ihn an, wild und böse. Als die Frau sein neues Wesen erkannt hatte, rasteten ihr Hände und Stimme. Sie schickte Knechte und Mägde fort und saß allein im vielräumigen, düsteren Hause. Kein ausbessernder Hammerschlag ertönte drinnen, im Garten säeten Strauch und Halme selbst, auf daß aus dem Erdreich neues Grün im neuen Jahr ersprieße.

Kehrte der Mann einmal heim, so tobte er. Sie saß ganz still. Da verfiel er auf ihre Worte aus jüngeren Tagen. „Lehrt dich die Liebe auch dieses?“ „Auch dieses.“ Er konnte ihr Reden nicht deuten. Denn er verstand ihre Liebe nicht. Alles Leben ringsum hatte sie gepflegt und geschützt um seinetwillen. Nun er sein Leben verdarb, graute ihr vor Blühen und Gedeihen.

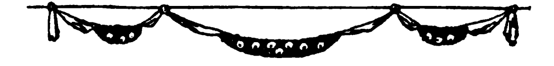
Weil er ihre Seele nicht erriet, sagte er ein anderes Mal: „Was sitzest du ohne Thun? Man meint, der Tod sei dir nahe.“ „Nur

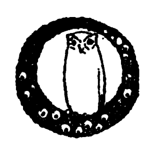
nicht nahe genug," antwortete sie. Da ging er hinaus und trank, bis ihm der Mut erwuchs zu solchen Worten: „Ich bin dem Tod begegnet. Dich mag er nicht. Denn du lebst nimmer recht."

Am nächsten Morgen fanden ihn die Leute tot vor der verschlossenen Pforte seines Gartens.

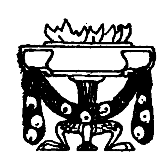
Das Weib ward nicht wieder gesehen. Aber sie lebt. Ohnmächtig ist der Tod gegen des Frühlings nie aussetzendes Blühen. Jedes junge Jahr weckt ihr die Qual.

In dieser einfachen, kaum verständigenden Form erzählt eine Generation der anderen die Geschichte vom Leid eines Herzens.





Im Spreekahn



Durch den Fluß schiebt sich langsam der Kahn, mit Mauersteinen beladen. Die beiden Männer arbeiten angestrengt, um ihn fortzubewegen. Sie sind kräftig, dunkel von Haar und Antlitz. Der Kleinere und Jüngere muß fast die ganze Länge des Kahnes auf Händen und Füßen durchlaufen und den Griff der schweren Stange fest in seine Schulter drücken. Doch die Arbeit scheint ihm nicht schwer zu sein. Wo die Planke, auf der er längs des Bordes geht, sich etwas senkt und die nächste dafür um einige Zoll in die Höhe ragt, da ist der Endpunkt seines Laufes. Elastisch richtet er sich auf, eilt zurück an die Spitze des Kahnes und tastet auf dem Grunde nach einem neuen Stützpunkt für die Stange. Manchmal, ehe er den Rücken wieder krümmt, wirft er einen schnellen Blick nach dem Steuer hin. Dort steht eine Frau, sie lenkt das Fahrzeug, und nahe bei ihr arbeitet der Mann, dem sie angehört. Dieser scheint sich um

die beiden Anderen nicht zu kümmern. Am Vorrücken des Kahnes in der rechten Bahn merkt er, daß sie ihre Schuldigkeit thun. Trotzdem sind seine Gedanken bei jenen. Fragte ihn da letzthin seine Anna, ob er nicht einen anderen mitnehmen wolle als den Fritz. „Warum?“ hatte er entgegnet, „der Fritz arbeitet gut und verlangt keinen hohen Lohn.“ Darauf die Frau: „Ein anderer ist ebenso brauchbar.“ Aber er sprach doch wieder mit dem Fritz ab, und die Frau erwähnte die Sache nicht mehr. Ob sie wohl zufrieden ist? Auch er verweilt einen Augenblick, ehe er sich wiederum bückt und blickt zu seinem Weibe hinüber. Das weiße Kopftuch steht ihr gut zu Gesicht, sicher überschaut ihr Auge die Windungen des Wasserlaufes, ihre Hand ruht fest auf dem Steuer. Abermals empfindet er stark das Glück, sie zur Gattin erwählt zu haben, und er meint, er müsse zu ihr sprechen, damit sie es merke. Doch die rechten Worte findet er nicht. So ruft er ihr nur mit tiefer, rauher Stimme zu: „Wir machen spät heut, gelt Anna!“ Die Frau

hebt den Kopf zum hohen, aufgemauerten Ufer, zu den grauen Häuserreihen, die nur einen schmalen Himmelsstreifen erblicken lassen. Die Schieferdächer dort oben leuchten rötlich. Ruhig antwortet sie: „Die Sonne ist noch nicht hinunter." „Hast recht." Er geht wieder an seine Arbeit.

Der kleine Hafen ist erreicht, mühsam schieben sie ihren Kahn an so manchem festgeankerten vorbei bis zu einem freien Platz nahe dem Ufer. Dort befestigen sie ihn, und über diesen Beschäftigungen kommt die Nacht. Für die Männer ist es Zeit ans Land zu gehen. Ihre trockenen Kehlen verlangen nach einem kräftigen Schluck. Die Frau bleibt zurück. Nicht, daß sie die Ladung bewachen müßte. In den übrigen Kähnen ist kein Mensch zu erblicken. Und in vergangenen Zeiten hatte auch der ihre leer geschienen. Denn dazumal setzte sie sich noch nicht auf niedrig geschichtete Steine, um die Trinkenden zu erwarten. Sie ging in die dumpfe Kajüte, zum einfachen Nachtlager. Aus festen Brettern, langen und kurzen, hatte der Mann den Rahmen für

die Säcke zusammen geschlagen, als sie zum ersten Mal sich rüsteten zur Fahrt in die fremde, große Stadt. Damals war sie ermattet gewesen von ungewohnt anhaltender Steuerarbeit, und sie hatte sich nach der Ankunft allsogleich niedergelegt, um erst beim Morgengrauen erfrischt zu erwachen. Da hatte sie seltsam schnaufendes Atmen gehört, hatte sich aufgerichtet und neben sich den Mann angeschaut, dessen Weib sie seit Tagen erst war. Mit häßlicher Gebärde lag er, und sie roch den Schnaps aus seinem offenen Munde. Auf dem gedielten Boden quer vor der Bettstatt schlief der weißhaarige Gehilfe seinen Rausch aus. Sie wußte, wie sie dazumal das Antlitz mit den Händen bedeckt hatte und stumm geblieben war in entsetztem Staunen. Wohl kannte sie den Trunk und seine Folgen seit der Kinderzeit. Was erschreckte sie? — Am Tage sah sie den Mann die Steine im kleinen Karren über ein Brett auf den Hafenplatz fahren und dort schichten. Sie kochte und wusch einiges Zeug. Nach der Arbeit gingen sie zusammen in die Stadt. Er zeigte ihr Bauwerke und Läden und erklärte, wie

er es wußte, ohne Geschwätzigkeit, oft mit rauhen Worten. Des achtete sie nicht. Denn sie mußte sich gar sehr wundern über all das Neue, besonders über das große Getriebe. Fröhlich war sie in diesen Feierstunden, wohl auch ein wenig scheu. Doch fühlte sie sich geborgen neben dem Mann, er war so sicher und ruhig, wie sie ihn stets gekannt hatte. Das Erlebnis der Nacht glaubte sie kaum mehr, aber sie vergaß es nicht. — Eine nächste Fahrt brachte gleiches Begebnis. Dann kam der Wechsel des Gehilfen. Während der bösen Nacht im Hafen schlief sie nicht ein, sie wartete, bis sie schwerfällige Schritte hörte und gleichmäßige Tritte dabei. Durch die geöffnete Thür sah sie den Mann schwankend, tastend hereintreten. Der Bursche schritt dicht hinter ihm, half ihm mit ein paar kurzen, schnellen Bewegungen aufs Lager, blickte flüchtig zur Frau hin, nahm seinen Mantel und ging wieder hinaus. Mit keinem Wort erwähnte er den Vorfall am nächsten Tage. Aber sie schaute von nun an bisweilen seiner Arbeit zu, und als wiederum eine erste Nacht in

der Stadt gekommen war, blieb sie draußen im Kahn bis die Männer zurückkehrten. Ihr trunkener Gatte murmelte ein paar Worte, als er an ihr vorüberwankte. Eines klang wie „Schatz," und der Bursche lachte kurz auf. Als er aus der Kajüte wieder heraus trat, sagte er: „Wollt ihr nicht schlafen, Frau?" Sie stand schweigend auf und ging.

Dies alles war im Frühling gewesen. Im Sommer fuhren sie nun ohne Unterlaß hin und her, so daß sie kaum ein paar Tage daheim verweilte. Auf diese Weise wurde sie mit beiden Männern gleicherart vertrauter. Ging sie mit ihrem Gatten in der Stadt herum, so schien es dem Fritz selbstverständlich, die beiden zu begleiten. Und lachte sie fröhlich über die fremden Gegenstände in den Schaufenstern, so glaubte sie in den erklärenden oder abschätzenden Worten des Burschen die Aufforderung zu gleich sicherem Thun zu vernehmen. Sie ward ernsthaft und achtete mehr auf sich und die Männer. Beide hatten etwas besonderes, wenn sie zu ihr sprachen, mit ihr verkehrten.

Der Gatte blieb ruhig, knapp mit Worten; er kaufte ihr, was er konnte, sobald sie nur den Wunsch zeigte. Auch der andere schwieg oft; bisweilen schaute er sie fest an, merkte dann wohl ihr Erstaunen und blickte nicht wieder zu ihr hin für lange Zeit.

Eines Nachts, als er von dem Trunkenen aus der Kajüte zu ihr, die auf diesen Augenblick stets wartete, heraustrat, sprach er mehr als das gewöhnliche: „Schlaft wohl, Frau.“ Er stand seitab, nur halb zu ihr gewendet. „Der Bootsherr ist doch nicht schwach sonst, aber trinken kann er nicht. Ich nehme zweifache Menge, und ihr wißt, wie ich's ertrage. Der drinnen ist mir spaßig.“ Fritz trat in die Mitte des Kahnes, und Frau Anna schaute, wie er auf ein Brett kletterte, das sie für häusliche Verrichtungen zwischen zwei Steinhaufen dort festgemacht hatte. Erst stand er aufrecht, dann kauerte er nieder und lag nun gleichsam in der Luft über den scharfkantigen Ziegeln. Lange vergaß sie das Hineingehen über diesem Anblick.

Es gab noch manche Fahrt, bei der sich in

Worten und Thun nichts ereignete, was sie deutlich behalten hätte. Nur nachdenken mußte sie mehr als früher. Daß der Bootsherr dem Gehilfen spaßig erschienen, beschäftigte sie oft.

Einzig das letzte Mal hatte der Bursche sie in der bösen Nacht aufgehalten. „Ich meine, wir hätten zu reden mit einander, Frau.“ Und auf ihr heftiges Kopfschütteln: „Bedenkt euch recht, ihr glaubt nicht, wie ihr sagt.“ Da war es ihr fast zu hart gewesen, zu dem Trunkenen zu gehen, fort aus der Nähe des Burschen.
Dann hatte sie angefangen, sich zu bedenken, in allen Ruhestunden, bei der Arbeit sogar.

Auch jetzt, wie sie abermals auf der Steinschicht sitzt und auf die Männer wartet, hängt sie ihren Gedanken nach. Sie wundert sich, wie ihr Vergangenes gegenwärtig ist, daß sie klar schaut, wie es so geworden ist. Sie weiß, was der Bursche will, daß er es lange will. Und sie freut sich dieser Gewißheit. Aber etwas ist dabei, das peinigt sie. So deckt sie das Antlitz mit den

Händen, krümmt den Rücken. Die Arme liegen ihr auf den Knieen.

Leichte Tritte hallen kaum wieder auf dem stillen Platz. Erst wie er über das Brett schreitet, das Land und Kahn verbindet, hört sie den Nahenden. Langsam richtet sie sich auf, da er schon vor sie hingetreten ist. „Heut haben wir Zeit, Frau.“ „Laß mich, Fritz.“ Ein Flehen ist's, und sie schaut ihn nicht an. „Ihr wißt nicht, was ihr wollt, Frau.“ Nun richtet sie den Blick zu ihm auf. „Ja, du weißt sogar meine Gedanken, du bist so klug, Bursch, warum quälst du mich. Ich bin doch dem Mann gut.“ „So.“ Er steht ganz ruhig, nur den Kopf neigt er ein wenig vor. „Warum spart er mir die Nächte nicht, den Ekel nicht? Du trägst auch Schuld, daß ich ihn nimmer recht achten kann.“ „Frau, macht ein Ende. Euer Reden taugt nicht. Was säumt ihr, während der Mann blöd vor dem Glas hockt . . . “ „Bursch!“ Sie schreit das Wort und springt auf. Er tritt einen Schritt zurück, damit sie zur Kajüte gehen kann. Sie versteht ihn, sie fühlt es heiß

in ihrem Körper rieseln, schaut zugleich vergangene böse Nächte. Eines Augenblickes Dauer steht sie. Dann eine ungestüme, suchende Wendung zur Seite, und schon erklettert sie die Planke längs des Bordes, schließt die Augen, wirft sich vornüber. So schnell that sie das Unerwartete, daß der Bursche noch an derselben Stelle steht, als sie schon verschwunden ist.

Aber nun rührt er sich. Wild springt er vor, sie wieder zu holen. Da faßt eine Hand hemmend um seine Schulter. Der Bootsherr ist neben ihm. „Zu seinem Schatz geht er, haben sie gesagt." Lallend kommen die Worte aus dem Munde des Trunkbenommenen. „Ist sie bei dir, dein Schatz?" Unstät suchen seine Augen, plötzlich richtet sich ihr Blick auf das Wasser. Über dem Dunkel eine kleine helle Fläche: das Kopftuch der Frau schwimmt dort. Der Bootsherr schaut stier darauf hin. „Mein Schatz?" murmelt er wirr. Derweil windet sich der Bursche unter der schweren Faust. „Nun laß los." Ganz kalt und überlegend ist er geworden, er duckt sich, mit einer Bewegung

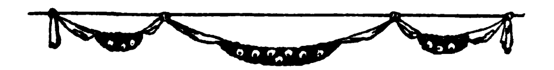
ist er frei, mit einem Sprung im Wasser. Beim klatschenden Geräusch beugt sich der Bootsherr weit vor: „Anna, Schatz!" Der Bursche taucht und kommt an die Oberfläche, taucht wieder — im Dämmerschein ferner Laternen unterscheidet der Mann im Kahn den Wechsel kaum. Er beugt sich immer weiter, fast fällt er vornüber, da dringt ein rauher, schwerer Ton aus seiner Kehle — er ist ernüchtert.

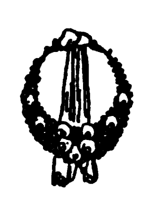
„Du findest sie nimmer," brüllt er und faßt mit beiden Händen in die aufgeschichteten Ziegelsteine ihm zur Seite. Blindlings schleudert er sie ins Wasser, der Bursche weicht stürmisch schwimmend aus. Abermals greift der Bootsherr zu der Wurfwaffe, wieder, nochmals. Er sieht garnicht, daß der im Wasser blutet, sich nur mühsam oben erhält. Aber ferne Menschenstimmen hört er, eilige Schritte, jetzt schon näher das surrende Geräusch.

„Nichts wissen dürfen sie. Nichts sagen sollst du können. Meine Anna war sie."

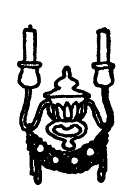
Schmeichelnd schließt der weiche Klang der letzten Worte das wilde, verzweifelte Reden.

Der Bootsherr springt treffsicher, sein Körper drückt auf dem Burschen. Es bedurfte keines langen Ringens mehr, auf daß beide in die farblose, stauende Tiefe versanken.





Ihr Kind





Hans-Kaspar war vier Tage alt. Er lag in seinem Wagenbettchen und schrie, denn es hungerte ihn.

Noch kam niemand, ihn zu laben.

Um die tote Frau waren sie alle versammelt. Der Gatte kauerte am Lager, er hatte das Gesicht in die Kissen gedrückt, sein Körper zitterte in Schluchzen. Seine ältere Schwester neben ihm wußte keinen Trost.

An der Thür stand die Magd. Sie schaute auf die Tote und den Jammer der Lebenden, sie weinte schwer und hingegeben. Plötzlich entriß sie sich ihren Schmerzen: „Das Kind ist ja noch da." Hastig ging sie hinaus, hörte alsbald das ganz heisere, hilflose Schreien und pflegte das Kindlein, wie sie es verstand.

Nach der Beerdigung sprach die Schwester

über des Neugeborenen Schicksal zu dem Witwer. Der saß mit tiefgebeugtem Kopf und stumm. „Hörst du mich, Otfried?“ fragte sie mit ihrer strengen Stimme. „Laß alles ruhen. Die Magd mag das Kind versorgen.“ Scheu verließ er das Zimmer ohne Gruß.

Die Schwester sann lange noch. Sie gedachte des harrenden Gatten, der eigenen jungen Kinder daheim. Sie stellte sich vor, wie ihres Bruders Knäblein der bäuerisch ungelenken Magd anvertraut werden sollte. Wohl kränkte sie die Gleichgültigkeit des Witwers. Aber sie wollte nicht mit ihm rechten in dieser Zeit. Ungebeten blieb sie im Hause und unterwies die Magd in des Kindes Pflege. Vom Bruder kaum bedankt, reiste sie schließlich ab.

Hans-Kaspar gedieh. Er trank und schlief zu seiner Zeit, und die Magd gewöhnte sich an die Regelmäßigkeit der Wartung. Bald aber wurde sie von dem Knaben vor neue Aufgaben gestellt. Er gurgelte und schnaufte, er zog und schob die festen kleinen Lippen. Besorgt schaute ihn die Magd an,

Tag für Tag. Oft hielt sie in der Arbeit inne und horchte nach dem Kinde in der Stube. Jetzt war es da — ein feiner, scharfer Ton, der sich wiederholte, fortsetzte . . . Weit stieß die Magd die Thür auf, beugte sich lauschend vor. Da lag der Knabe mit zuckenden Fäustchen, und die hohe Stirn furchte sich in Eifer und Anstrengung. Er krähte. Andächtig stand die Magd. „Das soll der Vater wissen,“ sagte sie langsam und leise. Der Herr aber antwortete nicht auf ihr Reden und ging nicht zu dem Kinde.

Unermüdlich übte Hans-Kaspar die neue Kunst. Mit den zufriedenen Tönen erfüllte er das ganze Haus. Den stillen Mann in seinem dumpfen Brüten litt es kaum mehr daheim.

Als die Zeit gekommen war, begann der Knabe im Wagen aufzusitzen. Da bereitete ihm die Magd ein gefahrloses Plätzchen in der Stubenecke. Gestützt durch ein buntgewürfeltes, dickes Kissen schaute er die Diele ringsum und wußte nicht, wie er sich in der fremden Umgebung zurechtfinden müsse.

So untersuchte er sie. Den Wänden entlang krabbelte er herum, stieß die Glieder wund und weinte und lernte dabei, wie er allem Kantigen, Harten ausweichen könne.
Gern setzte sich die Magd mit Flickarbeiten ins Zimmer und schaute seinem Treiben zu. Einmal fiel ihr das Wollknäuel vom Schoße und rollte gerade zwischen die Beinchen des Kindes. Mißtrauisch betrachtete Hans-Kaspar das fremde, bewegliche Ding. In Wißbegierde griff er danach und führte es den Leib hinan zur Prüfung an die feuchten Lippen. Als ihm die Magd sein Mündchen säuberte, den Knäuel entriß, da weinte er. Nun nahm sie ein sauberes Läppchen und band ihm den Knäuel hinein. Dieser weiche Ball, durch den Knoten am fortlaufenden Rollen gehindert, blieb des Knaben liebstes Spielzeug. Bis eines Tages ein neuer Gegenstand sich ihm darbot.
Durch die hastig geöffnete Thür kam es verwirrend schwarz und glänzend: trapp, trapp. Eilig kroch das Kind hinterdrein. Da knipste eine zweite Thür — verschwunden war alles. Hans-Kaspar hielt

verdutzt inne und wartete. Und wiederum klang es alsbald: tripp, trapp, tripp . . . Gerade neben dem aufgestützten rosigen Händchen stockte plötzlich die Bewegung. Da warf sich das erregte Kind eifrig über den Stiefel, gedämpft klang sein feines Jauchzen zu dem Vater empor. Wirr und müde schaute dieser auf den Knaben. „Oh laß, laß los," sagte er leise. Er beugte sich, ungeschickt berührte seine Hand das blonde, kurze Lockenhaar. Sowie er es vermochte, schob er den kleinen Körper bei Seite, ging er hinaus. Und die glänzenden Stiefel kamen nicht wieder. Der Magd schleifende Schritte, ihre grauen Pantoffel, die aus dem Faltenrock knapp herauslugten — sie vermochten kaum den Knaben zu erinnern an jenen einzigen Augenblick.

Hans-Kaspar lernte gehen wie andere Kinder, das Sprechen wurde ihm schwer. Es hatten die Ausdrücke der Magd nicht den rechten Klang für seine Ohren. Lange mußten das winkende Händchen oder ein deutender Finger, ein forderndes Weinen oder heiteres Lächeln die Worte ersetzen. Dann, als der

Knabe doch zu reden anhub, bildete er ungeschickte, anmutlose Sätze, die zu Erscheinung und Gebahren nicht passen wollten. Hatte er doch ein gar lieblich klares Antlitz, und sein zierliches, frohes Wesen that immer kräftiger sich kund. Die Nachbarn, die Händler, die seine Entwickelung auf dem Arme der Magd verfolgten, sie wunderten sich über die Gegensätze in des Kindes Art. Sie sprachen darüber. Aber die Magd ließ solch Gerede nicht gelten. Immer wieder rühmte sie ihren Pflegling. Und als der Sommer kam, konnte sie ihnen zeigen, welches des Hansels rechtes Wesen sei.

An sonnigen Tagen brachte sie den dreijährigen Knaben in den Hof. An die Mauer neben ein paar grüne Büsche stellte sie ihm Stühlchen und Spielzeug und kehrte dann an ihre Arbeit zurück. Stundenlang blieb der Knabe vergnügt. Nie that er Böses. Kamen größere Kinder auf den Hof, liebkosten sie ihn oder zeigten ihm neue Unterhaltung, dann leuchteten seine Augen, und sein helles Jauchzen tönte zart in die kräftigeren Stimmen der Buben und Mädchen.

Wie allgemach die Herbststürme angingen, der Regen niederprasselte, da schaute der Knabe verdutzt vom sicheren Zimmer aus nach dem Orte einstiger Herrlichkeit. Denn er besaß nun schon ein klares Gedächtnis für jede eigenartige Begebenheit wie für den Ort des Geschehens.

Deshalb begann auch in diesem Winter zuerst ein gewisses Verständnis bei ihm für das Verhältnis zu seinem Vater.

Des Kindes Aufenthaltsort war das Hofzimmer neben der Küche geblieben, oft auch diese selbst. Fand er eine Thür offen, so trappte er eifrig über eine erhöhte Schwelle in eine andere Stube. Dort kannte er bald ein verborgenes Plätzchen. In der finstersten Ecke saß er auf einem niederen Bänkchen und schmiegte sich gegen den dunkelen Fenstervorhang. Selig wartete er auf das Außerordentliche: der Vater kam heim. Er ging hin und wieder im Zimmer, räumte hier bei Seite und suchte Jenes hervor, oder er setzte sich lesend an den Tisch. Ganz aufmerksam folgten Hans-Kaspars Augen dem Thun des Mannes. Rief die Magd

den Herrn zum Essen, so erblickte sie den Knaben jedesmal. Stumm und heftig winkte sie ihm mit der Hand. Und leise schlich er zu ihr und ließ sich hinaustragen auf ihren Armen. Aber nicht stets blieb er ungestört: der Vater gewahrte ihn auf seinen Wanderungen durch das Zimmer. Dann blieb er stehen und sah an dem Kinde vorbei ins Leere. „Was willst du hier? Geh doch, geh," pflegte er zu sagen. Betrübt stahl der Knabe sich fort.

Mochte er anhaltend schauen oder kurz hinausgewiesen werden, Hans-Kaspar beobachtete. Fest prägte er sich des Vaters Züge, seine Gebärden ein. Die trüb blickenden Augen weckten sein Staunen ebenso sehr wie das Zucken der Lippen, wenn er entdeckt wurde. Er zog auch seine Schlüsse. Gut war es gewiß, von dem Vater sich fern zu halten. Aber er konnte die lockende Nähe nicht meiden. Nur noch heimlicher drückte er sich in seine dunkele Ecke.

Es wurde nicht anders in den folgenden Jahren. Der Knabe tummelte sich lebhafter in Hof, Küche und Stube, er dachte

sich selbständig neue Spiele aus, seine Stimme klang kräftiger beim Scherzen. Ein Fortschreiten seines Lebens merkte er selbst erst, als es eines Tages hieß: nun müsse er zur Schule gehen. Nach Tisch rief ihn der Vater in sein Zimmer: „Von morgen an besuchst du die Schule. Sei artig und fleißig, sonst muß ich dich strafen." Die Mahnung mit den Lippen wiederholend, schritt das Kind am nächsten Morgen an der Hand der Magd zur Schule. Es war ein verwirrender Tag, und die folgenden gestalteten sich nicht besser. Viel zu spät begriff der Knabe meist, was von ihm gefordert wurde, und so gelang es ihm nicht dem Lehrer zu zeigen, wie fleißig und brav er gern sein wollte. Aber er weinte nicht etwa deshalb. Die Denker-Falten auf der Kinderstirn glätteten sich wieder, ja nach wenigen Wochen schon kehrte er mit solch heiterem Antlitz aus der Schule heim, wie man es nur je an ihm gesehen hatte. Seinen Mitschülern verdankte er dies. Es waren schlaue Bürschchen darunter, denen der lange Name und die Verwirrung des wortarmen Knaben

gar bald Spaß bereiteten. Den ersten neckischen Ratschlägen, oft während der Unterrichtsstunden verabfolgt, wehrte er mit bittenden Mienen und einem ungeschickt rauhen „du mußt nicht." Das half, so lange der Lehrer vor den Kindern stand. Doch in den Pausen schaffte sich die lebhafte Schar Entgelt. „Hans-Kaspar!" rief einer lockend. Der Knabe wandte sich freundlich. „Kasperle, mußt nicht," schallte es ihm da jubelnd entgegen, und „Kasperle, mußt nicht", echote ein stets anwachsender Chor und wiederholte alle die übermütigen Gebärden, die je einer von ihnen in einem Kasperltheater gesehen haben mochte. Der Geneckte beobachtete die lachenden und spottenden Genossen anfangs ernst, ein wenig verlegen. Als der Spektakel am nächsten Tage wieder anhub, die ganze Woche fortwährte, da that Hans-Kaspar aus seines Wesens Eigenart heraus, was ihm der erhabenste Weltweise nicht besser hätte raten können: er lachte mit. Verdutzt und mißtrauisch betrachteten ihn die anderen. Aber es war solch echte Fröhlichkeit in ihm, daß

sie das Spiel weitertrieben, über ihn, mit ihm zusammen. Wurden sie einer Neckerei überdrüssig, so erfanden sie mannigfache neue. Und Hans-Kaspar blieb fortdauernd heiter. Denn die kargen Minuten der Schulpause boten ihm reiche Herrlichkeit. Waren sie doch Zeiten, wo man nicht gehorsam zu sein brauchte nach dem Ermessen des Lehrers, wo keine Zahlen und Buchstaben rebellisch durcheinander sprangen. Trotzdem war man im Kreise der herzigen Genossen, durfte scherzen unter Fröhlichen.

Der Knabe kannte nichts Köstlicheres, bis eines Tages ein richtiges Wunder sich ereignete. Nachdem er, wie stets, sein Mittagessen in der Küche verzehrt hatte, putzte ihn die Magd ab und steckte ihn in sein Feiertagskittelchen; dann schob sie ihn ohne weitere Worte in des Vaters Zimmer. Der saß am Tisch mit einem fremden Herrn. Rauchwolken umhüllten jenen geheimnisvoll und aus ihnen heraus klang eine tiefe Stimme: „Da ist also der Bursche. Komm heran und gieb mir die Hand.“ Hans-

Kaspar gehorchte, und die glänzenden Augen des Fremden gefielen ihm. „Jawohl, kleiner Mann, nun siehst du zum ersten Mal deinen Onkel, und er hat dir nicht einmal etwas mitgebracht. Dafür vererbe ich dir meine Schlangensammlung. Magst du die haben?“ „Thät schon mögen,“ sagte das Kind. „Oder fürchtest du dich etwa?“ Hans-Kaspar wandte sein Antlitz dem Vater zu. Finster und trüb blickte der, und der Knabe erschrak. Halbvergessene Worte tönten plötzlich in seiner Seele. „Ist's eine Strafe?“ fragte er bedenklich. „Was? die Schlangen?“ Ein Lachen dröhnte im Raum, daß Vater und Sohn gleichermaßen zusammen fuhren. Aber zu des Kindes Staunen wurde der fremde Onkel nicht kurzerhand hinaus gewiesen, er war es sogar, der als erster wieder sprach. „Kennst du Schlangen? Nicht? Gleich sollst du eine sehen.“ Lebhaft erhob er sich, trat an den Bücherschrank. „Juristischer Kram oben wie unten. Warum hast du denn keine vernünftigen Bücher, Schwager?“ Er setzte sich wieder an den Tisch, zog aus

seiner Rocktasche Bleistift und Papier und begann zu zeichnen. Interessiert schaute der Knabe zu. Aus langen gebogenen und kurzen Strichen, aus Punkten und Verdikkungen entstand allgemach ein sonderbares Tier, geformt wie der Regenwurm, nur weit schöner: mit runden Augen und Schnauzbärtchen. „Kann das laufen, ja? Und man thut spielen damit?“ Froh reckte das Kind die Arme. Da schaute ihn der Onkel gar eigen an. „Nein, man spielt nicht mit Schlangen,“ sagte er schroff. „Wenn ich sie sammele, sind sie bald tot und liegen gerollt in Gläsern im Branntwein.“ Hans-Kaspar schwieg ein Weilchen. „Schade,“ meinte er dann unbefangen und schaute erwartungsvoll wieder auf das Papier. Aber der Onkel faltete das Blatt zusammen und steckte es zu sich, darauf brannte er sich eine frische Cigarre an. Nur von der Seite blickte er auf das Kind. Es herrschte Stille im Raum. Endlich ertönte aus der neuen Rauchwolke wiederum die tiefe Stimme: „Duckmäuserwirtschaft! Den Burschen in die Küche zu sperren. Hinaus, Bube, hin-

aus und fort. Springe du im Sonnenschein."
In dumpfem Gemurmel verhallte der Rest der Rede. Hans-Kaspar schlich sich hinaus.

Vom nächsten Tage an verzehrte er sein Mittagbrot in der Stube, am Tisch neben dem Vater. Die Magd schnitt ihm das Fleisch vor, seine bäuerische Art, mit Gabel, Löffel und Fingern zu hantieren, verwies ihm der Vater kurz. Nun schaute er schüchtern zu, wie jener aß, und in ernster Mühe gelang es ihm, rechte Manieren sich anzueignen. Erst wenn sein Teller geleert war, wagte er es, mit tiefem Aufatmen den Kopf zu erheben. Er wartete auf das Außerordentliche. Und nicht stets wartete er umsonst: der Vater redete mit ihm. Es waren keine ungewöhnlichen Bemerkungen, eine Frage nach Arbeit und Spiel des Knaben, ein paar Worte über das Wetter oder gar über die Mahlzeit. Aber des Knaben Antlitz strahlte, und in seinen Antworten klang ein zarter Jubel. Brauchte er doch nicht mehr verstohlen und zaghaft des Vaters Nähe aufzusuchen.

Er war gerufen worden. Der Vater achtete seiner.

Dann brachte die Schule wieder neues Erleben. Wie die Kinder in den Lehrstunden an verständiges Reden allmählich sich gewöhnten, so plauderten sie auch in den Pausen ausführlicher. Erzählte einer von seinem Daheim, gleich wußte ein anderer das eigene Zuhause weit glänzender und verlockender noch zu schildern. Stumm lauschte Hans-Kaspar. Er suchte zu begreifen, zu vergleichen — in seiner Seele rang nach und nach ein Gefühl sich hervor, das ihm etwas Fremdes verlieh gegenüber der Knabenschar. Noch erwartungsvoller saß er täglich neben dem Vater. — Ja, einmal forschte er mit zwinkernden Augen bei der Magd, wo denn s e i n e Mutter und Geschwister seien. Heftig bewegte die Gefragte den Kopf. „Nie darfst du das reden. Armer Hansel. Ach, solch lieber, armer Junge." Mit feuchten Händen faßte sie den Knaben, drückte ihn fest an sich und küßte ihn, küßte ihn wieder und wieder, wie sie es nie gethan hatte. Schwer atmete das Kind

in ihren Armen, verwirrt drängte es, damit ihm ein wenig freier würde. „Ja, warum mußt du jetzt küssen und zum Abend nicht? Kein Mal zur Gutenacht? Und kein Mal der Vater? Warum? Weißt du das?“ Im Augenblick war der Knabe auf seine Füße gestellt. Aber er erhielt keine Antwort. Nur ein paar Thränen rollten der Magd über die Wangen. Hans-Kaspar schaute sie an und plötzlich sank er schluchzend vor seiner Pflegerin in die Knie. So jämmerlich tönte sein fassungsloses Weinen, daß die Magd in ihrer Scheu ihn weder zu trösten noch zu berühren wagte. Endlich legte sie ihn behutsam auf sein Bettchen. Und dann stand sie im Zimmer, für das Kind versteckt und wartete. Lange mußte sie ausharren, bis der Knabe vor Erschöpfung stiller und stiller wurde und allmählich einschlief.

Er sprach nicht von diesen Stunden, er fragte niemals wieder. Wie ehedem glitt Tag für Tag dahin. Es kam ein neuer Sommer mit Wärme und Blütenpracht, es kamen die Ferien, da der Schulgarten all

denen offen stand, die nicht die Stadt verlassen hatten. Hans-Kaspar trat an, sowie das Gatter geöffnet wurde, und er ging mit den letzten heim. Ein ganz junger, stadtfremder Lehrer leitete die Spiele. Er that noch mehr. Er erzählte den Kindern von seinem Heimatdorf und von dem düsteren Hause in der winkeligen Stadt, wo er so viel hatte lernen müssen. Und wo er trotz der Vorfreude, vielen Kindern Lehrer werden zu dürfen, müde und krank geworden war im Herzweh nach den Äckern und Wäldern. Wunderschöne Spaziergänge machte er mit den Knaben. In Korn und Wiese, im Walde und auf der Landstraße wies er ihnen das Leben der Natur. Der altvertraute Schulgarten selbst ward vielen neu und geheimnisvoll. Oft wendete er sich mit seiner Rede an die größeren seiner Schützlinge. Hans-Kaspar verstand ihn dann nicht, aber trotzdem stand er mit seinem hellsten Lächeln und hörte zu. Der junge Lehrer schaute bisweilen sinnend auf das zartgliedrige Bübchen im derben Kittel, das so leicht gelernt hatte, wie man auch mit Tier und

Pflanze gut sein müsse und dessen Händchen liebreich über Blume und Käfer strich. Er versuchte mehrmals, von dem Kinde sich erzählen zu lassen, weil er hoffte, es hierdurch besser kennen zu lernen. Was er hörte, war das Echo seiner Worte und dann ein leiser, kaum geklärter Ton: vom Wehthun flüsterte das Kind. Der Lehrer mochte nicht sogleich fragen. Und der Knabe war meist so heiter, daß ihm gewiß nicht unmittelbarer Schaden drohte. Zudem heischten die großen, bald der Schule entwachsenen Jungen immer dringender weitgehende Belehrung. Das Forschen nach Hans-Kaspars häuslichem Leben trat vorläufig in den Hintergrund. Sollte der junge Erzieher doch Lehrer der Kleinsten werden und länger als ein Jahr noch den Knaben unter seiner Obhut behalten.

In den letzten Ferientagen harrten die Kinder vergeblich auf ihren Spielführer, und als die Schule anging, wurde er begraben. Alle seine Zöglinge der letzten Wochen begleiteten den Sarg, die größeren führten die kleinen, wie sie es auf ermüdenden

Wanderungen von ihm gelernt hatten. An der Hand eines schlanken, erblaßten Knaben stand Hans-Kaspar zu Häupten des Grabes. Er hörte den ernsten Gesang und die Reden. Er verstand sie nicht. Als die Schollen auf den Sarg niederrollten, schrie er jäh auf. Man achtete seiner wenig. Dann bekam er Erde in die Hand. Hastig hielt er den Arm hinter den Rücken. Aber sein Begleiter faßte ihn um's Handgelenk: „Du mußt werfen," sagte er. „Nicht ihm wehthun," das Kind wollte sich losreißen. „Nein, nein," jammerte es und spreizte die Finger, daß die Erde vor seinen Füßen niederstäubte. Der andere fühlte seine Verantwortung, er trat mit dem Kleinen in die hinteren Reihen. Im Zuge führte er ihn wieder an das Schulhaus zurück, ohne zu trösten, ohne zu schelten. Sie waren alle müde und gedrückt.

Hans-Kaspar hatte gehört, der Lehrer sei tot. Aber weder mit diesen Worten noch mit dem Begräbnis verband er eine klare Vorstellung. Wohlgemut ging er wieder zur Schule. Anfangs wurde das Pensum

des verflossenen Jahres nochmals durch-
geübt. Aber bald trat fremder Stoff hin-
zu. Da begann der Knabe allgemach sich
zu wundern, warum nicht der liebe junge
Lehrer das Neue ihn lehre. Woche um
Woche wartete er. Endlich trat er wäh-
rend einer Pause vor einen der älteren
Ferienkameraden. „Kommt unser Lehrer
bald wieder? Sag mir's." Der größere
schaute das Kind an und erkannte den Ge-
nossen vom Sommer her. „Niemals kommt
er wieder. Er ist ja tot." Flüchtig rief
der Junge die Antwort und sprang zum
Spiel. Hans-Kaspars Augen weiteten sich
in Entsetzen. Unfaßbar schien ihm die Rede.
Tagelang blieb er verstört.

Die Magd glaubte, er sei krank und legte
ihn in sein Bettchen. Und es wurde wie-
der besser mit ihm.

Aber dann machte ihn das Lernen plötzlich
sehr müde. Während aller Freistunden saß
er am liebsten still und unbeschäftigt da-
heim. Fragte ihn die Magd, weshalb er
seine Spiele vernachlässige, so lächelte er
gar lieblich und that willig, was sie ihm

vorschlug. Nur fiel er nach kurzer Zeit aus jeder Bethätigung heraus von neuem in sein Träumen. Auch der Vater sah die Veränderung des Knaben. Er forschte, ob ihm etwas fehle, etwas zugestoßen sei. Fast schien es, als ob des Kindes Frohsinn bei diesen Fragen wiederkehre. Zärtlich schmiegte es sich an den Vater, als dieser prüfend sein Händchen ergriff. Doch es zeigten sich keine Krankheitssymptome, die väterliche Fürsorge verschwand wieder. Hans-Kaspar verfiel von neuem in seinen vorherigen Zustand, und seine Umgebung gewöhnte sich daran.

Er litt. Als der Vater ihn zum ersten Mal zur Mahlzeit in die Stube gerufen hatte, war eine süße Zuversicht im Kinderherzen erwacht. Doch er harrte umsonst: der Vater blieb ihm fremd. Und der liebe Lehrer, der so wunderbar schöne Dinge zu erzählen wußte, kam niemals wieder. Die Schwungkraft der Seele war dem Knaben verloren.

Um ihn sorgte sich die Magd und wußte keine Hilfe für ihren Liebling. Als im

Vorfrühling der Knabe die Worte des Vaters ihr wiederholte, es habe die Tante Johanna für die Osterzeit ihn geladen, da herzte sie das Kind. Sie hoffte Gutes für ihn von dieser Reise. Und von Anbeginn ward dem Knaben Freude. Der Vater selbst brachte den nun achtjährigen zur Bahn. Er hob ihn auf einen weichen Sitz am Fenster und strich ihm freundlich zum Abschied über Stirn und Wange. Die fremden Menschen um ihn herum beschenkten ihn, der Schaffner schaute nach, ob es ihm wohl ergehe. Ergötzlich sprangen Baum und Pfahl und Haus am Fenster vorüber, und die weiten braunen Erdstrecken drehten sich wunderlich vor des Knaben Augen. Er war lange müde vom Schauen, als der Schaffner in der Dämmerung ihn heraushob. Ein fremder Herr faßte seine Hand und sprach zu ihm. Aber der Knabe verstand nichts mehr. Willig ließ er sich wieder niedersetzen — und dann erwachte er und lag im Bett in einem fremden Stübchen. Durch den Spalt der Vorhänge lugte ein Sonnenstrahl hell in den Raum. Hans-Kaspar

glitt an den Boden und schaute zum Fenster hinaus: da war ein Garten unter ihm mit lauter kahlen Bäumen. Er kleidete sich an, alles was er brauchte, lag bereit. Dann stand er ruhig und wartete. Es war wohl eine Thür im Stübchen, aber er wußte nicht, ob er da hinaus gehen solle. Plötzlich öffnete sie sich, nur einen Spalt weit, und ein Kopf mit glattem Haar ward sichtbar und verschwand. „Mama, da steht er, Mama," hörte er rufen. Dann tauchte wieder solch ein Kopf auf, höher diesmal. „So komm doch," klang es ihm belustigt entgegen. Das größere Mädchen winkte mit der Hand, und er lief hinter ihr her. Im Wohnzimmer sah er die Tante Johanna. Sie küßte ihn auf die Stirn und schaute ihn aufmerksam an. Dann gab sie ihm sein Frühstück. Die Mädchen standen neben ihm und erzählten, wie er in festem Schlaf ins Haus hätte getragen werden müssen. Sie hatten es sehr eilig, ihm dies mitzuteilen und sprachen beide zugleich. Er schämte sich. „Hab nicht so gewollt," wehrte er ab. Nun lachten sie, und er

mußte mit ihnen spielen. Erst des Abends gaben sie ihn frei.
Die Tage vergingen in Unruhe und Rausch. Der jüngere, willige Spielkamerad ward von den Mädchen gezerrt und geneckt, seine Unbeholfenheit bei gemeinsamem Treiben steigerte noch ihren Übermut. Onkel und Tante fragten ihn mehrfach nach seinem Vater. Da sprudelte einmal die kleinere Base mit ihrem hohen Stimmchen in der Eltern Rede hinein: „Wo ist denn aber deine Mama?" Hans-Kaspar war zu aufgeregt von dem Leben dort, um die Schatten des eigenen Heims zu fühlen. „Ich bekomme schon noch eine Mama," sagte er zuversichtlich. Betroffen schwiegen sie um ihn her. Dann schob die Tante ihr strenges Gesicht vor und sah ihm fest in die Augen. „Ja, Hans, du mußt den Vater sehr lieb haben — bis die Mama kommt."
Von dieser Stunde an ließen ihm die Mädchen mehr Ruhe. Ganz schüchtern erbaten sie bisweilen seine Teilnahme am Spiel. Doch des Knaben Heiter-

keit war geweckt und dauerte fort, nur in stillerer Weise. Er beobachtete wieder mehr.
Die Tante Johanna war ihm besonders merkwürdig. Sie sprach wenig, und ihre Worte klangen hart und oftmals schrill. Sie wußte ganz genau, wie der Onkel es gern hatte, und sie that danach. Kam er müde heim, gleich war sie bereit, ihn zu pflegen, zu erfrischen. Mußte er doch einmal fordern, so geschah sein Wille unweigerlich. Das war für den Knaben etwas Neues. Freilich, die Cousinen hatten auch Wünsche, und die Mutter gewährte sie ihnen trotz strenger Rede. Aber es waren Mädchen, mit denen verglich er sich nicht. Er sah nur, wie die Mutter den Vater umhegte. Und plötzlich begriff er: seinem Vater fehlte die Mama, die für ihn sorgte. Wie konnte er da wohl fröhlich sein! Gewiß, dem Kinde lag es ob, das Thun der Mutter zu Hause zu ersetzen.
Als Hans-Kaspar diese Sache erkannt hatte, war helles Glück in ihm. Meinte er doch zu wissen, wie er und der Vater es nun

gut haben würden mit einander. Heiter wartete er der Heimkehr.

Da er wiederum die langen Stunden in der Eisenbahn saß, wehrte er tapfer dem Schlaf. Und als der Vater aus den Händen des Schaffners ihn empfing, hub das Kind eifrig zu reden an: „War Alleinsein gut? Gelt nicht? Bin auch viel lieber daheim, wo Vater ist." Der ernste Mann führte ihn schweigend zum Wagen. „Bist du nicht müde, Hans?" fragte er dann ruhig. „Klein bischen," und beim Gedanken an den Schlaf schlossen sich seine Augen.

Gleich am nächsten Tage bedachte er, wie er für den Vater sorgen müsse. Im Eßzimmer gab es nichts für ihn zu thun. Aber in des Vaters Stube fand er auf dem Fenstersims ein paar Staubkörnchen und einen toten Frühlingskäfer; die räumte er fort. Dann sprang er auf die Straße und schloß sich unbefangen dem Spiel der übrigen Kinder an. Sie kannten ihn als schweigsam und eigen und nahmen ihn ohne viel Eifer auf. Er merkte das nicht. Mit lebhafter Freude trieb er das Spiel, und seine

Augen lachten noch, als er beim Essen neben dem Vater saß. Jetzt betrübte ihn dessen Ernst nicht mehr. Hatte er doch die Ursache begriffen und glaubte an die Wirkung des eigenen Thuns. —
Regelmäßig, wenn er aus der Schule kam, schaute er in der ganzen Wohnung nach Unordnung aus; jeden Stuhl rückte er zurecht, jeden Papierfetzen trug er hinaus. Froh ob seiner Lebendigkeit ließ ihn die Magd gewähren.
Und die Zeit verrann. Unermüdlich, voll Zuversicht warb der Knabe um des Vaters Heiterkeit. Der wußte wohl nicht einmal davon. Erst als er krank lag, gewahrte er seines Kindes neues Wesen. Hinter der Magd trat Hans-Kaspar an des Vaters Bett. Er brachte die Zeitung oder frisches Wasser, und unzähligemal des Tages fand er einen immer besseren Platz für des Kranken Schuhe. „Nun gieb einmal Ruhe," sagte dieser endlich. Dann schlich der Knabe hinaus und wagte sich nach Stunden erst schüchtern wieder in das Zimmer. Draußen blieb er nicht müßig. Schritt

für Schritt folgte er der Magd in ihren Beschäftigungen und schaute ihrem Thun für den Vater zu. Erlaubte sie ihm zu helfen, so war sein Eifer maßlos. Ohne Zaudern versäumte er die Schule — er, der es sonst sehr ernsthaft nahm mit der Pünktlichkeit.

Als der Vater gesundete, erschien Hans-Kaspar wieder in der Klasse. Er sollte den Grund der Versäumnis erklären. „Habe den Vater pflegen müssen," sagte er fest. Rings um ihn her kicherndes Lachen. „Ein dummer Junge bist du und faul." Nichts anderes wußte der Lehrer ihm zu entgegnen, und der Knabe hatte es nicht gut, so lange er in dieser Klasse blieb. Trotzdem lernte er unverdrossen und war fröhlich daheim. Freilich, sein Zutrauen, das liebreiche Sorgen kümmerten den Vater wenig. Doch es hoffte das Kind. —

Hans-Kaspar war zehn Jahre alt, als eines Tages eine kleine durchlöcherte Kiste für ihn ankam. Nachdem er den Deckel abgehoben hatte, sah er auf frischem Moose einen Brief, und unter der feuchten Hülle

schob eine hübsche Schildkröte den Kopf hin und wieder. In dem Briefe stand folgendes:

„An den kleinen Burschen."

„Vor einer Reihe von Jahren hat der Onkel seine Schlangensammlung dir versprochen. Nun ist besagte Sammlung in dem Hause des Onkels verbrannt. Der Onkel selbst ist krank und wird bald sterben. Doch darauf kommt es nicht an. Das Wichtige ist, daß er sein Versprechen einlöst, so gut es eben geht. Schlangen kann er nicht nochmals sammeln. Sie wären auch wiederum tot, und den kleinen Burschen betrübte es dazumal, daß kein lebendiges Spielzeug ihm verheißen wurde. Nun schickt ihm der Onkel in dieser Kiste wohlverwahrt eine Schildkröte. Ein Rezept liegt bei, das sagt dir, wie du sie ernähren und wo du sie frei herumlaufen lassen kannst.

Mein kleiner Neffe, du hast die strahlenden Augen und das blonde Kraushaar deiner Mutter. Sie war meine liebe Schwester, und seit ich dich gesehen habe, ist unsere

Kindheit in stillen Stunden bisweilen recht lebendig vor mir. — Ich bin ein unfreundlicher Junggeselle und halte nicht viel von Liebe und Seelenschmerzen. Aber jetzt denke ich, du wirst einmal verstehen, warum dein Vater sonderlich geworden ist. Wie du bist, war sie. Und sie starb um dich.

Dein Onkel Karl."

Hans-Kaspar verstand den Brief vorerst nicht. Ein dumpfes, schweres Gefühl hieß ihn handeln, wie er es that: er barg das Blatt in einem alten Schreibheft. Der Magd zeigte er das Geschenk und die Weisung dazu, der Vater erfuhr überhaupt nichts von der Sendung.

Des Abends, in der Stube, die er nun allein bewohnte, zog er den Brief hervor. Er wußte ihn bald auswendig, doch wieder und wieder mühte er sich um die dicken, unregelmäßigen Buchstaben. Gleich über den ersten Worten mußte er lange denken. Sorgsam beachtete er die Kinder, dann fragte er die Magd. „War ich klein wie der Peterli drüben? Ist da der Onkel gekommen und hat mit mir geredet?" Lang-

sam überzeugte er sich, daß er und der „kleine Bursche“ dieselbe Person sein müßten. Jetzt erst legten sich ihm die Worte über seine tote Mutter schwer auf die Seele. — Denn er gehörte zu jenen Kindern, die selbst Naheliegendes nicht ausdenken, wenn es der Richtung ihrer Phantasie nicht entspricht. Längst hätte er wissen können, daß die Mutter früh gestorben sei: es bedurfte dieses Briefes mit den ganz deutlichen Sätzen, damit er dem Unfaßbaren mühselig nachsinne. — Jäh erinnerte er sich nun des Begräbnisses an jenem Spätsommertage, der Antwort des großen Schulkameraden. Und er glaubte allmählich daran, daß auch die Mutter in die Erde gesenkt worden war, daß auch sie niemals wiederkehren könne. Noch empfand er nicht eigentlich Schmerz darüber. Nur dem Vater gegenüber wob es wie ein Schatten über seiner Freudigkeit. Er war nicht mehr so sicher das Rechte zu wissen in seiner Fürsorge.

Eines Tages erkrankte der Knabe schwer. Er lag in heftigem Fieber und redete wirre Worte in quälender Angst. Schwanden die

bösen Bilder für kurze Zeit, so dünkte ihn, es müsse etwas Mildes um ihn sein, und von den Händen, die ihn betteten und labten, strömte es besänftigend in den unruhvollen Leib. Als die Krankheit zurücktrat, in den langen Tagen beginnender Genesung, da der Knabe ermattet still lag, schaute er wie träumend seine Pflegerin. Sie trug ein farbiges Kleid, und ihr volles Haar umschmiegte das Antlitz gleich einem Häubchen. Wunderbare Augen hatte sie, dunkel und licht zugleich. Schützen und hegen konnte ihr Blick, und der Knabe lächelte sie an und dachte, wie kein Ungemach ihn zu treffen vermöge, so lange sie bei ihm sei. Als er kräftiger wurde, erzählte sie ihm Geschichten. Er unterbrach sie bisweilen. „Bist du eine Mama?" „Weshalb fragst du, Kleiner?" „Ach bitte, ich möchte es wissen." „Nein, Kind, ich bin keine Mama." Er schwieg und hörte ihr zu. Und ein anderes Mal fragte er wieder. „Aber eine Mama thut einem wie du?" „Wohl, so ähnlich." Sie wußte seine Gedanken nicht recht zu erraten.

„Kannst du nicht meine Mama werden?“ Nie hatten ihre Augen so mild geleuchtet. „Mein lieber Junge,“ sagte sie leise und beugte sich über ihn. Und er verstand die Liebkosung. Mit einem Aufschrei warf er sich herum und schluchzte leidenschaftlich in die Kissen.

Oft lag jetzt ein Bangen in seinem Blick. Wie in Gier verfolgte er das Thun seiner Pflegerin. Langsam genaß er.

Als sie ihn zum erstenmal hinausfuhr in den hellen Frühlingstag und ihm vorplauderte, wie er nun bald wieder herumspringen werde, wechselten leuchtende Lust und herber Trotz in seinen Zügen. Und da sie endlich von ihm schied, schmiegte er sich nur einmal an sie und stand dann wortlos und scheu.

Den Vater hatte er während seiner Krankheit nicht allzu oft gesehen. Etliche Male stand jener unter der Thür und schaute nach dem Knaben hin. Dann wieder trat er an das Lager, fragte, wie es gehe. Kein zärtliches Wort, keine Liebkosung hatte er für den kleinen Kranken. Aber er erschien

diesem noch düsterer als sonst. Bisweilen wollte das Kind hierüber nachdenken: seine Mattigkeit, die wohlig liebe Obhut thaten dem Sinnen stets wieder Einhalt.

Wie schließlich das Alltagsleben von neuem begann, mußte Hans-Kaspar erst sich darin zurechtfinden. Die Schule verbrauchte seine ganze Kraft. Allmählich nur gewannen die Eindrücke seiner Krankheit und der Brief des Onkels immer wachsende Macht in seiner Seele. Er hatte erfahren, wie Muttersorgen thun mag. Mit seinem Herzen begriff er, um was der Vater litt. Und gleich schweren Peitschenhieben klopften jene Worte des Onkels in seinem Kopf: „Wie du bist, war sie.“ Sein Antlitz, sein Gebahren mußten immer von neuem den Vater an die Tote gemahnen, er mied den Knaben um der Mutter willen, die für das Kind gestorben war. In dem Augenblick, da Hans-Kaspar dieses zum erstenmal empfand, fühlte er in einen bodenlosen Irrgang sich verstrickt. Was die betäubende Erkenntnis eigentlich bedeutete, vermochte er noch nicht zu Ende zu denken. Denn sein Leben stand

ja nicht still. Der Tag brachte Arbeit, er brachte auch Erholung. Der Knabe war jetzt kräftiger. Er turnte gern. Rudern und schwimmen im Sommer, Eislauf im Winter trieb er mit den Genossen. In der Anspannung des Körpers ward sein Denken mit beschäftigt. Er galt als der Frischesten einer.

Aber wenn er allein ging, eine kurze Straße nur; oder in müden Augenblicken; oder während der Lehrstunde, wenn die Spannung des Geistes plötzlich nachließ — da wiederholte er sich in stummer Not immer nur die eine Frage: „Was soll werden?"

Wie er heranwuchs, steigerte sich das Begreifen. Stetiger, ganz gewissenhaft sann er um Abhilfe. Mühsam nur hielt er noch mit den Schulkameraden Schritt.

Er war vierzehn Jahre alt geworden.

Da leitete ein äußerer Umstand ihn endlich zum Entschluß.

Die Magd lag typhuskrank im Lazarett, eine Fremde waltete des Hauses. Nun war niemand mehr, der ihn forschend anschaute, der Rechenschaft heischte über seinen Tag.

Denn eine Macht im Leben des Knaben war die Magd geworden. In langem Sorgen hatte sie gelernt, was alles sie für ihn bedenken mußte. Unwissend gab sie ihm den letzten Halt. — Wenn er handeln wollte, konnte er das nur thun, während sie ihm fern war. Er überzählte den Inhalt seiner Sparbüchse, dann erfragte er auf dem Bahnhof den Preis für die Fahrt nach Hamburg. Mehrfach hatte er gehört, man könne Schiffsjungen dort immer brauchen.

Bei einem letzten Besuch im Krankenhause verwehrte man ihm wiederum den Zutritt zu der Fiebernden. Nun blieb ihm nur ein Abschied. Er trat nochmals in die Stube, die schon das junge Kind geheimnisvoll gelockt hatte. Der Vater war nicht daheim. Seit dem Wechsel der Dienerin nahm er auch seine Mahlzeiten auswärts. Der Knabe sah ihn fast garnicht. Allmählich hatte er der Gegenwart des Vaters sich entwöhnen können. — Jetzt stöhnte er in das Dunkel. „Es muß nun sein," sagte er leise. In seinem Zimmer packte er dann

die notwendigsten Habseligkeiten in seine Schultasche. Mit dieser ausgerüstet verließ er am nächsten Morgen zur gewohnten Zeit das Haus.

Spät abends erst wurde er ernstlich vermißt. Der Vater forschte nach ihm in der Schule und auf der Polizei. Licht brannte im Hause während der ganzen Nacht.

Beim ersten Morgendämmer begann das Suchen von neuem. Im Teich und seiner Badeanstalt, in jedem Gebüsch nahe der Stadt waren die Leute beschäftigt.

Es wurde wiederum Abend — da kehrte der Knabe heim. Bleich trat er vor den Vater. „Wo warst du? Hans!" ein Aufschrei tönten des Mannes Worte. „Ich muß dich bitten, Vater. Sie dürfen mich nicht nehmen ohne deine Erlaubnis. Auf ein Schiff nach Brasilien soll ich kommen. — Schreibst du mir den Schein?" Der Mann horchte auf. „Wo warst du?" „In Hamburg," des Knaben Stimme bebte. „Weshalb? Was hast du gethan, daß du fort mußt? Rede." Niemals hatte der Vater so herb gesprochen. Hans-Kaspar

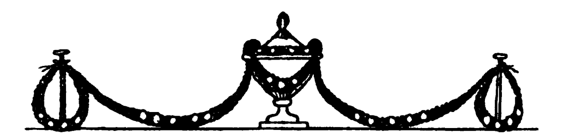
schwieg. „Rede,“ erklang die Aufforderung zum zweitenmal. „Vater! — Ich habe keine Schuld. Aber vergessen sollst du, daß die Mutter starb. Wie sie schaue ich aus. Darum gehe ich.“ Scheu wich der Mann zurück. „Was weißt du von vergangener Not?“ flüsterte er. Unklar, suchend blickte er auf. Da sah er seinen Sohn. Der stand mit hangenden Armen und weit offenen, jammervollen Augen; fest preßten sich die Lippen an einander, die Nasenflügel zitterten. Unverwandt schaute der Vater in dies zuckende, todesbleiche Antlitz. Und während er es Zug um Zug gliederte, sah er ein gleiches, ein alt vertrautes jäh sich bilden. Hinter dem Knaben hob es die Augen in leuchtender Erwartung, und der süße Mund wölbte sich wie im Kusse. Lächelnd hatte sie dagestanden mit ihrem mütterlichen Leibe ... Ein einziger Tag hatte alles zerstört. Aber seine Gedanken blieben nicht haften an dem Grausigen. Immerfort mußte er sie auf eine Weise sehen: wie sie die Arme kreuzweis, gleichsam stützend unter die schweren Brüste legte, wie sie zu ihm sprach: „Lieben

wollen wir das Kind! Ach, so gut soll es ihm werden. Das versprichst du mir und ich dir. Wahrlich, herrlich ist das Leben." —

Die Stille im Raum war fürchterlich. Zwei Menschen rangen in Qualen und konnten einander nicht helfen. Endlich wandte sich der Vater langsam, er trat an den Schreibtisch und setzte sich schwer auf den Drehstuhl davor. Seine Hand fuhr durch die Papiere. Plötzlich hob er den Kopf. „Hans," sagte er mit fester Stimme. „Ja Vater." Ein Hauch nur klangen die Worte. „Gehst du gern?" Keine Antwort. Da knackte der Stuhl im Drehen. Des Knaben Kopf aber schlug schwer gegen seine vorgestreckten Arme, sein Körper schütterte in Schluchzen. „Um meinetwillen also. — Ende das Jammern," schrie der Mann heftig, „ich ertrage es nicht. Warum hast du nie gesprochen?" Gewaltsam hielt der Knabe im Weinen inne. „Ich habe so lange gehofft," flüsterte er. „Ich wollte ja so sehr lieben, daß du wieder froh werden konntest." „Du warst wohl recht froh, du mutterloses Kind." Ent-

jetzt starrte Hans-Kaspar: wie höhnend wühlte der Vater im Gram. „Ich habe nie nachgedacht," sagte dieser nun gefaßter. „Des Kindes That hat mir die Besinnung geweckt. Geduldig saß der kleine Sohn im finsteren Winkel in meiner Stube, der große mit mir am Tisch. Er konnte nicht verstehen, wie des Vaters Kummer zur Gleichgültigkeit allmählich abstarb. Er wartete und glaubte. — Hans," wandte er sich nochmals an den still gewordenen Knaben, „ich denke, du bleibst vorläufig bei mir. Versprechen kann ich dir nichts. Denn ich bin müde, und du willst leben. Aber wir wollen es jetzt einmal versuchen mit einander. Du bist ein mutiges Kind, du findest wohl auch deine Freudigkeit wieder."

Hans-Kaspar atmete kaum. Mit leuchtenden Augen lauschte er. Niedersinkend hob er die kräftigen Hände, tastete bebend nach einem Halt an des Vaters Brust. Und während dieser sein Haupt fest umschlang, jauchzte er: „Nun hat die Mutter mir dich gegeben, und es wird alles gut."



Inhaltsverzeichnis







